

Hans Jürgen Baden
Moralismus und Moral

Der Moralismus übertrifft, grammatikalisch betrachtet, die Moral um zwei Silben, der Wortstamm ist der gleiche, der unvoreingenommene Betrachter trägt keine Bedenken, beide Begriffe miteinander zu vertauschen. Indessen empfiehlt es sich, diesen zweisilbigen Überhang näher ins Auge zu fassen. Es handelt sich um keine spielerische oder zufällige Erweiterung des ursprünglichen Begriffs, kein Diminutiv oder ähnliches, das man wie ein überflüssiges Rankenwerk abschneiden kann. Vielmehr ist der Zusatz ein Ismus, und wir sollten wissen, daß jeglicher Ismus den Argwohn herausfordert.

Wo immer Begriffe mit einem Ismus verkoppelt werden, verändern sie sich in der Substanz, verleugnen ihren Charakter. Im Ismus schlummert ein Element des Hektischen, Unduldsamen, Kompromißlosen, Usurpatorischen, das sich mit dem betreffenden Wortleib verbindet. Worte und Begriffe, die unter den Einfluß von Ismen geraten, werden sich selbst entfremdet. Sie verlagern den Schwerpunkt, zerreißen die Kontinuität der Überlieferung, finden sich in den erstaunlichsten Zusammenhängen wieder, werden als Kronzeugen gegen sich selbst verwendet.

Hier ist nicht der Ort, darzustellen, wie sich Worte und Begriffe wandeln, welche der Verführung eines Ismus erlagen. Nachdem, vor allem seit dem 19. Jahrhundert, die Ismen auf den Plan traten und ihrem „permanenten Gelüst des Arrondierens“ freie Hand ließen (die Formel stammt von Jacob Burckhardt), hat sich die geschichtliche Szene auf bestürzende Weise verändert. Der Ismus macht sich die Begriffe gefügig, er überzieht die Worte mit einer ideologischen Lasur.

Was geschieht, wenn der Moral diese Okkupation durch den Ismus widerfährt und sie sich in Moralismus verwandelt? Sie wird zunächst aus Routine und Heuchelei aufgeschreckt. Die Moral als solche ist längst in Verruf gekommen. Man spricht von ihr (falls man es überhaupt tut) nur noch grimmig, abwertend, ironisch. Eine Wortverbindung wie „Hüter der Moral“ ist charakteristisch: man gewahrt eine Phalanx von Dunkelmännern, Neidern, Scharlatanen, welche sich verbündet haben, die Unbefangenheit zu verdächtigen und ständig die fatalsten Gerüchte auszustreuen. Sowie das Stichwort „Moral“ fällt, liefern uns die Stückeschreiber die entsprechenden Figuren, und die Karikaturisten wetteifern mit ihnen in der gleichen Absicht. Literarische und zeichnerische Arsenale quellen über von jenen zwielichtigen, hinterhältigen, servilen, jovial-verlogenen Typen, deren jeder auf seine Weise die herkömmliche Moral zu widerlegen trachtet. Mit der Moral, man gewahrt es unschwer, ist kein Staat mehr zu machen; sie wird annulliert und durch Verhaltensweisen ersetzt, die zu ihr im krassen Gegensatz stehen. Unter der Moral von gestern verbirgt sich herausfordernd die Unmoral wie

unter einer Tarnkappe. Die Moral läßt sich einer Mode vergleichen, die man jetzt nicht mehr trägt, ohne peinliches Aufsehen zu erregen oder sich lächerlich zu machen. Wo immer die Moral in den Sog irgendeines modischen Ismus gerät, werden wir Zeuge einer radikalen Umwertung, die nichts mehr respektiert, sondern es flugs in sein Gegenteil verwendet.

Die Moral verliert ihre Selbständigkeit (Selb-Ständigkeit im Sinn des Wortes), und sie besitzt kein Fundament, das sie unbeirrbar durch die Jahrhunderte trägt. Sie fällt – übrigens sich selbst meist unbewußt – jeder beliebigen weltanschaulichen, besser: ideologischen Konjunktur zum Opfer und verwickelt sich in groteske Widersprüche. Ständig werden Ansprüche widerrufen, die gestern in Gültigkeit standen, und ein Ende dieses inbrünstig betriebenen Bäumchen-wechsle-dich-Spiels bleibt nicht mehr abzu-sehen. Der Übergang von der Moral zum Moralismus hat sich vollzogen. Freilich handelt es sich hier weniger um eine Änderung des Vokabulars als um eine Auswechslung der Existenz.

Der ideologische Moralist

Der Zeitgenosse, der diese Veränderungsspiele humorlos, mit einer grimmigen Entschlossenheit betreibt, heißt Moralist, und er legt auf diesen Titel Wert. Wir begegnen ihm überall, und er trägt, wenn er etwas auf sich hält, den „Moralisten“ mit sich wie den Paß, den Personalausweis oder wie eine Plakette auf dem Jackett. Schon nach wenigen Sätzen, die Grundsätzliches berühren, läßt uns der Moralist wissen, daß mit ihm nicht zu spaßen ist, er dokumentiert eine Sicherheit und Exklusivität des Urteils, die ihn als klassischen Pharisäer enthüllen. Er kennt nur Gesinnungsfreunde (Genossen, Kameraden) oder Gegner. Seine gesamte Beziehung zur Umwelt und Mitwelt läßt sich ohne Umschweife auf das berüchtigte Freund-Feind-Verhältnis reduzieren.

Der Ton, in dem er seine Ansichten kundtut, seine Verdikte fällt, vibriert immer von (zumindest verhaltener) Entrüstung. Der Titel des Moralisten wird mit gleicher Unbedenklichkeit verliehen wie das Bundesverdienstkreuz. Wenn jemand sich irgendwo blind, eifernd, kurzsichtig „engagiert“ (um diese vieldeutige Vokabel ins Spiel zu bringen); wenn jemand Kompromiß und menschlichen Ausgleich ablehnt, wenn er ausschließlich in Alternativen denkt und jeden dritten Weg als Verrat an den eigenen Zielen und Zwecken brandmarkt; wenn jemand sich durch Leidenschaft oder Ironie oder durch eine Mischung beider rücksichtslos in Szene zu setzen versteht und sein Urteil entsprechend einfärbt: dann haben wir es mit einem Moralisten im landläufigen Sinn zu tun.

Ich gestehe, daß es auch einige differenziertere Erscheinungen gibt, die sich in dieses Schema schlecht einordnen lassen; indessen bleiben sie Ausnahmen und ändern nichts an dem Bild, das sich uns allgemein in der Politik, in der Öffentlichkeit bietet. Lediglich der Moralist als Skrupulant erweckt unser (begründetes) Interesse, weil wir bei ihm auf Probleme stoßen, die sich nicht durch handfeste politisch-ideologische Schwie-

rigkeiten begründen lassen, sondern in der Tiefe seiner Natur wurzeln und häufig religiös motiviert sind.

Der Moralist, wenn wir ihn der Ansprüche entkleiden, mit denen er sich in Szene zu setzen pflegt, ist zunächst einmal chronisch unzufrieden. Er ist unzufrieden mit der politischen Entwicklung, mit der Verteilung des Besitzes, mit den herrschenden Sitten, er beargwöhnt die Zufriedenen und Glücklichen. Es kennzeichnet den Moralisten, daß er bei seinen Verdächtigungen und Attacken mit einer unerschöpflichen Erfindungsgabe verfährt, niemanden und nichts ausläßt – es sei denn sich selbst. In dem Eifer, den er aufbringt und schürt, um jedermann zur Rechenschaft zu ziehen, scheint dieser nervöse Eiferer nur sich selbst vergessen zu haben. Nichts wäre selbstverständlicher als dies: daß der Moralist die gleichen rigorosen Maßstäbe, die er an seine Umgebung legt, auch an sich legen würde; aber darauf warten wir vergeblich. Der Moralist, aufs äußerste gereizt durch Grausamkeit und Ungerechtigkeit, welche den Weltlauf bestimmen, befindet sich in ständiger Erregung und gefällt sich darin, seine Erbitterung fortgesetzt zum Ausdruck zu bringen, wobei ihm jedes Mittel recht ist. So stoßen wir auf eine wachsende Literatur, deren einzige Aufgabe darin besteht, die moralistische Entrüstung zu variieren. Aber immer entdecken wir, inmitten dieses Entrüstungssturms, einen geschützten Raum, in dem sich der Moralist niedergelassen hat. Von hier aus lenkt er, wie von einem Bunker, das Artilleriefeuer des Protests und der Kritik.

Es bleibt von untergeordneter Bedeutung, ob sich der Moralist auf politischem, ideologischem oder künstlerischem Feld versucht; die wesentliche Frage, welche an ihn gerichtet werden muß, ist diese: ob er bereit ist, sich dem gleichen Urteil zu stellen, das er so unbarmherzig über seine Umgebung fällt. Immer wieder stößt man auf die Tatsache, daß der Moralist seine Kritik mit einer Schärfe und Unbedingtheit sondergleichen übt – daß er selbst aber keineswegs angefochten wird, sondern sich wie ein Rocher de bronze über seine Umgebung erhebt.

Der landläufige Moralist, der im öffentlichen Leben häufig so pathetisch auftritt, ist also nicht willens, bei sich Fehler zu entdecken, sich selbst anzuklagen; die Suche nach dem Sündenbock, der sich in anderen – einzelnen oder Gruppen – darstellt, hält ihn in Atem. Für den Moralisten, der sich selbst der Kritik, dem Gericht stellt, müßte man einen neuen Namen erfinden. Er wäre der Versuchung des Pharisäers entronnen. Er würde in seinem Urteil Rücksichten walten lassen; er wäre imstande, seine Person hinter derjenigen des Nächsten zurückzustellen; er vermöchte – welche Auspizien! – über seinen eigenen Schatten zu springen. Sein Urteil wäre verständnisvoll, seine Nachsicht bedeutend, ihn umgäbe ein Hauch von Menschlichkeit, die jede Beziehung zu ihm verwandelte, verklärte. Dieser (geläuterte) Moralist würde das Du wieder entdecken und es jenes humanen Respekts würdigen, auf den es Anspruch besitzt – anstatt das Du seines Rangs, seiner persönlichen Würde zu entkleiden und es wie einen Stein auf dem Spielbrett des eigenen Interesses hin und her zu schieben.

Der geläuterte Moralist (wie wir ihn nannten) wäre unseres Respekts gewiß: er brächte die Dinge wieder ins Lot und würde fast selbstverständlich auf jedes Schwarz-

Weiß-Schema verzichten, dessen er sich bis jetzt ohne jeden Argwohn bediente. Er entdeckte zu seiner Verwunderung, auch zu seiner Bestürzung, wie verwickelt das Verhältnis von Ja und Nein sich gestaltet: Ja und Nein seltsam miteinander verrungen, das Ja ständig durchs Nein gefährdet, das Nein, auch noch in seiner rigorosesten Form, durchlässig für das Ja.

Wir werden also diesen geläuterten Moralisten von seinem Widerpart, dem kompromißlosen, unbeugsamen Moralisten und permanenten Neinsager, zu scheiden haben. Der Moralist wird erst dort umgänglich, erträglich, wo er die Möglichkeit des Irrtums eingesteht; wo er bereit ist, Urteile zu korrigieren – und wo er betroffen gewahrt, wie er seine Mitwelt jeder Eigenständigkeit, Entfaltung beraubt, wenn er sie fortgesetzt der eigenen Verurteilung unterwirft.

Der skrupulante Moralist

Von diesem Moralisten, der dem Ideologen zum Verwechseln ähnlich sieht, eigentlich nur einen Ableger desselben darstellt, scheiden wir einen anderen Typus. Er ist so gründlich mit sich selbst beschäftigt, und die Erfahrungen, welche er an sich selbst macht, erscheinen ihm derart bestürzend, maliziös, daß ihm jede Lust verging, die Welt in die Schranken zu fordern. Wir bezeichnen diesen Typus als den skrupulanten Moralisten. Wir treffen ihn nicht auf der Bühne der Öffentlichkeit, wo er mit seinesgleichen zum Sturm auf die bestehenden Ordnungen antritt und mit einer Selbstgefälligkeit, Selbstsicherheit operiert, die wahrhaft beneidenswert ist.

Die Position des Skrupulanten unterscheidet sich erheblich von derjenigen des geläufigen und des geläuterten Moralisten. Der Skrupulant ist an das äußerste Ende der Skala geraten. Er sieht sich außerstande, die Prädikate des Guten und Bösen, Wahren und Falschen, Nützlichen und Schädlichen mit jener Naivität weiter zu verteilen, die sich unter uns eingebürgert hat. Gut und Böse verlieren ihre klaren Konturen, erhalten sich nicht mehr als feste moralische Provinzen. Die Unsicherheit wächst, sie läßt das Individuum in großer Ratlosigkeit zurück. Gut und Böse gleichen oszillierenden Farben, welche sich unausgesetzt vermischen. Das Unrecht wird, wider alles Erwarten, als gut, nützlich, fortschrittlich empfohlen, während das bis dato Gute, Anerkannte sich in Frage stellen lassen muß. So schwanken die moralischen Bewertungen wie Windfahnen hin und her, sie werden zugleich immer sublimer, sie verhindern jeden Versuch, sie zu fixieren und mit ihnen als festen Größen zu rechnen.

Der Moralist vermag keine klaren Entscheidungen mehr zu treffen. Es ist eine Rembrandtsche Landschaft, die ihn umgibt: er sieht sich in ein Halbdunkel getaucht, das kein Ende nimmt. Sobald er sich zu einem Urteil durchgerungen hat, gewahrt er, daß dieses vor seinen Augen wieder zerfällt. Jede Ethik, auf die auch nur vorübergehend Verlaß wäre, wird zur Farce. Der Moralist sieht sich gezwungen, seine Grundsätze zu revidieren und jeder Revision flugs die nächste folgen zu lassen. Er verteidigt

das Gute mit Einschränkungen, weil er sich nicht sicher ist, und wenn er es unvoreingenommen betrachtet, gewahrt er im Innern den Widerspruch, ein dunkles, sich ständig ausbreitendes Schattengeflecht.

Der Skrupulant, je gründlicher, rücksichtsloser er in die Verhältnisse eindringt, ist rasch versucht, sich des Urteils überhaupt zu enthalten. Nach seiner Auffassung befragt, zuckt er die Achseln, weil jedes Argument, das er für sich anführen könnte, sogleich die entsprechenden Gegenargumente auf den Plan ruft. Es ist ein Kampf aller gegen alle entbrannt, den man durch den Begriff des Pluralismus (der sich jetzt großer Beliebtheit erfreut) nur mühsam beschönigt. Denn Pluralismus bedeutet, in moralischer Hinsicht, den Verzicht auf eine umfassende, verbindliche Wertung überhaupt. Jeder-mann hat das Recht, sich einen eigenen Wert-Kanon zu schaffen; das gleiche gilt von der Gruppe, vom Kollektiv. Man kann niemanden zur Rechenschaft ziehen; der Nachbar (vom Feind zu schweigen) denkt und entscheidet anders; die Auseinandersetzungen über solche Diskrepanzen werden durchaus überflüssig, ja sinnlos.

Der Pluralist macht aus seiner Not eine Tugend: er feiert die moralische Vielfalt, Zerrissenheit, den unaufhörlichen Widerspruch – aber der Skrupulant sieht sich zu solcher Feier außerstande. Er leidet darunter, daß man Gut und Böse nicht mehr auf einen Nenner bringen kann und auf die Vision des Ganzen, Umfassenden verzichtet. Der skrupulante Moralist hat es nur mit Bruchstücken des moralischen Lebens zu tun, die bei seiner Berührung zerfallen, sich schließlich ganz auflösen. Er konstatiert mit Trauer und Verbissenheit eine moralische Anarchie, aus der sich jeder Ausweg verbietet.

Versuchungen des Moralisten

Der Moralist gerät in wachsende Schwierigkeit: er verlor seine Substanz und gab eben damit sein Fundament preis: den fruchtbaren Boden, aus dem ihm immer wieder Fülle des Seins und Sicherheit des Urteils zuwuchsen.

Der Moralist (und damit zugleich der Moralismus, welcher sich in ihm präsentiert) hat, um einige seiner gewichtigsten Negative aufzuzählen, große Schwierigkeiten mit dem Gewissen. Zwar beruft er sich auf das Gewissen, er beschwört diese Instanz wiederholt – aber er kann eine letzte Unsicherheit nicht verleugnen. Denn er gewahrt mit wachsender Befremdung, wie andere, unter Berufung auf die gleiche Instanz, zu just entgegengesetzten Entscheidungen gelangen. Ständig beobachten wir auch sonst, wie sich ein Gewissen gegen das andere wendet – und wie im Namen des Gewissens die größte moralische Verwirrung gestiftet wird. Auch in Sachen des Gewissens herrscht derselbe Pluralismus, den wir ringsum beobachten – und den zu feiern für uns wenig Anlaß besteht. Schwindler und Scharlatane von weltgeschichtlichem Ausmaß haben das Gewissen zitiert. Verbrechen wurden im Namen des Gewissens ohne Skrupel begangen. Offensichtliches Unrecht ließ sich durch den Hinweis auf das Gewissen nur dürftig beschönigen. Hinter dem Vorhang des Gewissens konnten sich Rücksichtslosig-

keit, Gier, Willkür um so ungehinderter entfalten. Das Wort „Gewissen“ erwies sich als eine Art Alleskleber, dessen sich jeder großzügig und schamlos bediente, der etwas zu bemänteln wünschte.

So geriet das Gewissen allmählich in Mißkredit, weil sich jedermann darauf berief und eine Fülle von Forderungen damit verknüpfte, die ganz unvereinbar mit den Gewissenspostulaten waren, welche der Nachbar erhob. Die Mißverständnisse darüber, was das Gewissen zulasse oder verbiete, nahmen kein Ende; man einigte sich nicht, sondern zerstritt sich durch Gewissens-Argumente unwiderruflich.

Woraus resultiert die Unsicherheit des Gewissens, das heute so, morgen entgegengesetzt entscheidet und keinen Ausweg mehr im Dschungel der moralischen Möglichkeiten sieht? Das Gewissen hat seinen fixen Punkt, den magnetischen Pol, verloren, auf den es sich, allen Schwankungen zum Trotz, immer wieder ausrichten muß. Das Gewissen ist auf der Flucht vor einer Entscheidung, die im eigentlichen Sinn notwendig wird und es für immer bindet. Das Gewissen geriet in eine Labilität, welche jede Alternative, jedes eindeutige Entweder-Oder ausschließt. So ergibt sich zwangsläufig, daß das Gewissen für die widersprechendsten Argumente in Anspruch genommen werden kann, ohne daß ein Ende dieses moralischen Dilemmas abzusehen ist.

Aber das Gewissen urständet nicht in sich selbst, sondern es bezieht sich auf eine letzte Instanz, von der es seine Weisungen empfängt; erst im Gehorsam ihr gegenüber, im Einvernehmen damit gewinnt es seine eigentliche Unbeirrbarkeit, Immunität. Das Gewissen besitzt also eine religiöse Wurzel; wo immer man diese seine Herkunft, Vorherbestimmung ignoriert, da läßt sich nicht verkennen, daß es verweltlicht, säkularisiert – und sich eben damit den Stürmen des Zeitgeistes rettungslos ausliefert. Dieser religiöse Ursprung des Gewissens kommt schon rein grammatisch zum Ausdruck, im Lateinischen wie im Griechischen. „Conscientia“ und „syneidesis“ bezeichnen jeweils ein Mitwissen; dieses geheimnisvolle „mit“ verbindet das Gewissen mit dem göttlichen Partner, dem es nicht nur Rechenschaft schuldig ist (das wäre ein rein negativer Aspekt), sondern durch den es in die Erkenntnis des Guten und Bösen eingewiesen, zum Ergreifen der Tugend ermächtigt wird. In dem Maß, als sich der Handelnde einer letzten Instanz verantwortlich und mystisch verbunden weiß, ist sein Gewissen intakt, und er kann nicht daran zweifeln, das ewige Ziel im Auge zu behalten.

Es liegt mir fern, den Rückgriff auf Transzendenz für alle Fälle als Heilmittel zu preisen und den Menschen auf diese Weise zur Unselbständigkeit, zum Quietismus zu verführen. Aber er braucht ein festes Koordinatensystem, in das er seine Entscheidungen einträgt – und dieses System liefert ihm allein das Gewissen, sofern es religiös gebunden ist. Das Gewissen wird zum Medium der göttlichen Stimme, und wer darauf zu hören gelernt hat, weiß, was die Stimme von ihm fordert.

Dem Verfall des Gewissens verbindet sich – ein weiteres negatives Phänomen – der Mangel an Ehrfurcht. Die Ehrfurcht ist ein konstitutives Element der Moral und scheidet sie vom sogenannten Moralismus. Die Ehrfurcht beschränkt sich nicht auf eine kurzsichtige und stramme Rationalität; sie gewährt einen Raum hinter Menschen und

Dingen, der voller Geheimnis ist und uns mit außerordentlichen Überraschungen lockt. Die Ehrfurcht bestätigt den Satz Paul Tillichs: „In der Tiefe ist Wahrheit“; die Wahrheit wird, wenn man eine gewisse Intensität der Erwartung erreicht hat, im Hiesigen durchsichtig, sie verleiht dem Menschen seinen Adel, eine ihm nur eigene spirituelle Würde. Aber die Ehrfurcht gilt, über den Menschen hinaus, allem Geschaffenen, sofern es als ein Geschaffenes anerkannt wird; das Geschaffene weist über sich hinaus auf den Ursprung, auf den Schöpfer. Alles Geschaffene wird von der Wahrheit gleich einer Mutterhülle umschlossen, und selbst dort, wo man eine Pflanze betrachtet, einen Kristall in die Hand nimmt, kann man sich der Ausstrahlung dieser Wahrheit nicht entziehen.

Die Moral setzt ein Verhältnis der Menschen untereinander voraus, welches stets das Persongeheimnis, das personale Mysterium einbezieht. In Anbetracht solchen Geheimnisses ist es dem Menschen unmöglich, seinesgleichen den schuldigen Respekt zu versagen, auf den dieser als Träger eines menschlichen Antlitzes, als Haushalter über das Humanum ein ursprüngliches Anrecht hat. Moral setzt einen Umgang miteinander voraus, der sich der Unterdrückung, der Tyrannei enthält und auf jene ideologisch-politische Bevormundung verzichtet, die uns inzwischen bis zum Überdruß geläufig geworden ist. Der Moral bleibt die „Publikumsbeschimpfung“ suspekt, welcher in der Öffentlichkeit mit Leidenschaft gefrönt wird, und sie ist unvereinbar mit dem Sadismus, der im Zeitalter von Sex und Crime zum Programm erhoben wurde.

Die Ehrfurcht verbietet es, daß ein Mensch den andern vergewaltigt, ihn ausnutzt, ihn als Ding oder Sache betrachtet und damit seines humanen Anspruchs entkleidet. Eben dies ist die Versuchung der Moralisten, darüber hinaus des Moralismus. Der Mensch büßt seine ursprüngliche Freiheit ein, indem er pausenlos von Mächten, Ideologien, Verhältnissen in Anspruch genommen und gleich einem Stein im Brettspiel hin und her geschoben wird. Er verzichtet auf seine Freiheit, da er sich ununterbrochen „engagiert“ und von einem „Einsatz“ zum nächsten eilt. Der Mensch, der seiner selbst in diesem Sinn überdrüssig wurde, anempfiehlt sich dem Moralismus in besonderem Maß als Werkzeug, als Material (der verräterische Ausdruck: Menschenmaterial). In einer Welt, die widerhallt von den Kommandos der Moralisten, von den Exerzierregeln der Klassenkämpfer beherrscht wird, von ihrem Stehschritt dröhnt: in einer solchen Welt verliert die Moral als Hüterin der Menschlichkeit, als *Praeceptor humanitatis* ihre Bedeutung.

Schließlich verfällt die moralische Substanz rasch, unwiederbringlich, wenn die Moral auf den ganzen Menschen verzichtet, den *totus homo* aus dem Auge verloren hat. Sie hält diesen Menschen für eine idealistische Erfindung, ein romantisches Fragment. Die Menschen haben miteinander nur noch den Namen gemeinsam; aber dies bleibt eine Formalität, denn sie sind längst miteinander zerfallen, haben unübersteigliche Wände zwischen sich aufgerichtet. Die Planken, welche den einzelnen vom anderen, jede Gruppe von der nächsten trennen, sind mit ideologischen Emblemen bemalt; die Beschimpfungen, Haßausbrüche, Verleumdungen nehmen kein Ende. Man gewahrt

im anderen nicht mehr den Bruder oder die Schwester, den Träger des gleichen Gesichts, den Repräsentanten des Humanum, sondern lediglich den Vertreter einer Partei oder Klasse, einer ideologischen Gruppe. Wir geraten auf ein Feld pausenloser Auseinandersetzungen, wo jeder jedem die menschliche Qualität bestreitet und diese an bestimmte rassische, klassenkämpferische, proletarische oder bürgerliche Tugenden (besser: Untugenden) gebunden sein läßt.

Wir stoßen nur noch auf Splitter, Karikaturen des Menschen – auf Spezialisten nicht im technisch-wirtschaftlichen, sondern im existentiellen, moralischen Sinn. Wen wundert es, daß man sich nicht mehr versteht, sondern verschiedene Sprachen spricht und den dauernden Konflikt als eine Errungenschaft betrachtet; Konflikt-Theorien stehen hoch im Kurs, werden schon von Schülern und Lehrlingen gehandelt. Der Kult der sogenannten Aggression, wie er hierzulande kultiviert wird, setzt ja voraus, daß die Menschen miteinander zerstritten sind – und daß man diesen Streit mit allen Mitteln schürt, ihm eine ideologische Begründung verschafft. Dies aber geschieht besonders mit Hilfe des Klasse-Denkens; es handelt sich um die beliebte, zugleich bewährte Methode, die menschliche Gesellschaft zu spalten und den permanenten Krieg aller gegen alle zu entfesseln.

Das Klasse-Denken (das in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Bedeutung verloren hat und seine Aufrechterhaltung nur noch ideologischer Ranküne verdankt) ist der erklärte Feind einer einheitlichen Moral. So schafft sich jede Klasse einen eigenen Moralkodex, der notgedrungen mit der Moral anderer Klassen rivalisiert, mit ihnen unvereinbar erscheint. Die menschliche Gemeinschaft veranschaulicht den unaufhörlichen Krieg, der angeblich zwischen den verschiedenen Klassen herrscht – und der es unmöglich macht, Gut und Böse auch nur annähernd auf denselben Nenner zu bringen. Ständig wird beides verkehrt, so daß schließlich ein völliges moralisches Durcheinander herrscht; man wird an ein Geschäft erinnert, in dessen Dekoration unaufhörlich die Preisschilder abgenommen und vertauscht werden. Das gestern Anerkannte, Gefeierte wird heute verworfen, und was bis vor kurzem der allgemeinen Geringschätzung erlag, wird jetzt kritiklos auf den Schild gehoben. Keine Tugend ist ihrer selbst sicher; sie muß damit rechnen, wie ein Chamäleon die Farbe zu wechseln und als Untugend verschrien zu werden. Aber auch der Untugend mag ein entsprechendes Schicksal bevorstehen; die moralische Unsicherheit, welche grassiert, kann kaum noch gesteigert werden. Es mehren sich die Beispiele, in denen Killer zu Heiligen erhoben werden, Betrüger und Gewalttäter als Moralisten rangieren; die Verwirrung der sittlichen Urteile ist keiner Steigerung mehr fähig.

Damit aber verzichtet man auf den *ganzen* Menschen, den *totus homo* im christlich-humanistischen Sinn; man betreibt statt dessen den Kult des Klassenaffen, der Klassenmarionette. Es ist nur folgerichtig, daß angesichts solcher Verunsicherung die Begriffe des Guten und Bösen auf der Strecke bleiben; das sind Bewertungen, die sich angeblich überholt haben und deren gelegentlichen Gebrauch man mit Verlegenheit, Achselzucken, ironischen Zwischenrufen quittiert.

Das ursprünglich geschlossene, einheitliche Bild des Menschen wurde atomisiert; die zeitgenössische Kunst gibt davon eine Vorstellung. Es agieren nur noch Teile vom Menschen, nicht mehr begegnet der Mensch als Mikrokosmos, als ganzer. Wie von mächtigen Messern wird er gehäuftet, geviertelt, auf den ideologischen Schlachthöfen zerlegt. Wer will von solchen Torsi verlangen, daß sie imstande wären, sich über Gut und Böse zu verständigen?

Auf den Trümmern der Moral sitzen die Moralisten, klagend über eine Entwicklung, welche just das Gegenteil dessen darstellt, was sie als „progressiv“ zu preisen pflegten. Aber sie haben den Schlüssel zum Hause des Menschen verloren, sie kennen nicht mehr dessen Bestimmung.

Den ewigen Menschen wiederentdecken

Wenn die Moral den ewigen Hintergrund preisgibt, zerfällt sie – wie wir feststellten – in diverse Moralismen, die sich ununterbrochen befehlen und über Gut und Böse die widersprechendsten Urteile vortragen. Der Moralismus zeugt den ethischen Relativismus; er entbindet einen kaleidoskopischen Wirbel, in den alle Werte hineingerissen sind. Auf dieser Ebene wird man sich damit zufriedengeben müssen, die sittlichen Werturteile ständig verwechselt, ausgetauscht zu sehen, so daß man schließlich in ein heilloses Durcheinander gerät. Indessen hat man sich an diesen Zustand so gewöhnt, daß man ihn für Rechtsens hält, ihn als pluralistisch preist – und gegen jeden Versuch, zu einer allgemein verbindlichen, moralischen Lösung zu kommen, polemisiert.

Trotz der Vielfarbigkeit der anthropologischen Szene wird man immer wieder auf gewisse menschliche Grunddaten stoßen. Man entdeckt das Knochengerüst, durch das die Individuen einander gleichen; die Haut dagegen erinnert an Kostüme, die jederzeit abgelegt, ausgewechselt werden können. Der Kostümwechsel signalisiert die ideologischen Moden, die Maskerade durch Klassen und Rassen; aber darunter stoßen wir (Metapher vom Knochengerüst) auf das Bild des Menschen, das unverändert und transzendenter Herkunft ist.

Diesen ewigen Menschen gilt es wiederzuentdecken – anstatt sich durch den unablässigen Szenenwechsel auf der geschichtlichen Oberfläche irritieren zu lassen. Hier am Grund bleibt der Mensch konstant, an die Stelle unablässig wechselnder und rivalisierender Bilder tritt *das* Bild, welches allen Anthropologien gemeinsam ist.

Im Menschen gewahren wir den Widerschein des göttlichen Bildes, der Imago dei; seine Verbundenheit mit Gott steht außer Frage, und so weist der Mensch ständig über sich hinaus auf den Schöpfer als auf den Ursprung. Dieser Mensch, den wir verschüttet in uns tragen und an den uns nicht erinnern zu wollen wir so viel Blindheit und Intoleranz aufbieten: dieser Mensch verfügt, aufgrund seiner transzendenten Herkunft, über ein moralisches Koordinatensystem, in das er seine Handlungen und Absichten einzutragen vermag. Er weiß – um es unmißverständlich zu sagen –, was Gott von ihm

fordert und was er verbietet; die Umrisse des Dekalogs treten wieder hervor wie in jener flammenden Nacht am Sinai. Die Jahrtausende haben dem Tenor und Gewicht dieser Gebote keinen Eintrag getan; das „Du sollst“ trifft den ganzen Menschen, richtet ihn und schenkt ihm zugleich eine Unbeirrbarkeit und Konstanz, über die er aus eigener Kraft nicht verfügt.

Es bereitet keine Schwierigkeit, sich diese widersprüchliche Wirkung des „Du sollst“ auf den natürlichen Menschen zu erklären. Er empfindet zum ersten Mal, betroffen, daß es ihm unmöglich gemacht wird, die eigenen Wünsche, Leidenschaften, Utopien nach Belieben zu verwirklichen. Es wird ihm verwehrt, weil sein eigener Wille immer wieder auf den transzendenten Willen stößt, auf den er sich abstimmen, dem er sich unterordnen, Gehorsam erweisen muß. Denn der Gehorsam ist – derart verstanden – keine veraltete Tugend, sondern er ist dort unausweichlich, wo der Mensch auf eine Realität stößt, die ihn um ein Unendliches überragt. Dies ist der negative Aspekt der Moral: der Mensch darf nicht tun, was er will, und jeder Form von Hedonismus ist eine Grenze gesetzt. Wo immer der Mensch selbstvergessen, trunken über sich hinauswächst, stößt er auf die transzendente Grenze, die ihm Einhalt gebietet. Hinter der Realität, hinter den Verhältnissen, die ihn so offenkundig zügeln, verbirgt sich der Gott – der *Deus absconditus* –, und sein Gebot läßt an Eindeutigkeit nicht zu wünschen übrig.

Es kommt für den Menschen alles darauf an, den eigenen Willen mit dem Willen Gottes zu koordinieren, wobei die Einordnung paradoxerweise mit der Unterordnung zusammenfällt. Der Mensch muß also, angesichts des göttlichen Gebots, den Gehorsam wieder lernen; weil er aber ahnt, welche Selbstbeschränkung und existentielle Einbuße dies ihn kostet, rebelliert er gegen den Gehorsam und dichtet ihn in eine veraltete Tugend um. Ja er tut noch einen Schritt darüber hinaus, um sich von diesem Gehorsam zu entlasten: er stellt kurzerhand die Realität einer solchen Instanz, der er zum Gehorsam verpflichtet ist, in Abrede – und erfindet alle möglichen Atheismen, um diese Abrede glaubhaft zu machen. Er wird zu einem Vorkämpfer der Unmoral und der Libertinage, des Terrors, um auf diese Weise Gott, den fordernden und richtenden, zu verflüchtigen und ihn vor sich selbst und aller Welt als ein Nichts, als Fiktion zu enthüllen.

Gehorsam und Freiheit

Moral setzt die Realität einer letzten Instanz, einer transzendenten Wirklichkeit voraus, welcher der Mensch Gehorsam schuldet; wo immer der Mensch auf seiner Selbstgesetzlichkeit, Autonomie beharrt, sieht er sich genötigt, den Feldzug gegen den unsichtbar-drohenden Gegner zu eröffnen. Unter der Devise der Aufklärung, der „Entmythologisierung“, der Wissenschaftlichkeit, des Psychologismus (die Vernunft erweist gerade hier eine unerschöpfliche Erfindungsgabe) versucht der Mensch, den letzten metaphysischen Ballast abzuwerfen. Er wehrt sich gegen jede Form der Abhängigkeit,

und er versteht nicht, daß man doch ununterbrochen eine Form der Abhängigkeit gegen die nächste eintauscht.

Die menschliche Abhängigkeit, wie sie sich im Gehorsam des Glaubens zeigt, ist von einer überraschenden Ambivalenz: der Mensch, der sich Gott ausliefert und damit auf eigene Freiheit zu verzichten scheint, wird zugleich einer Freiheit teilhaftig, die sich rational nicht ableiten, begründen läßt. Im scheinbaren Verlust der Freiheit wird doch die wahre Freiheit geschenkt: das ist eine Paradoxie, die den Betroffenen überwältigt – während sie dem Ungläubigen, Skeptiker, Moralisten absurd erscheint.

Das Gerücht, welches vom Unglauben geflissentlich ausgestreut wird: daß der fromme Mensch zugleich ein unfreier und serviler sei, muß sich durch die religiöse Erfahrung ständig widerlegen lassen. Die Moral wird zu Unrecht der Heteronomie bezichtigt; wenn man sie anerkennt und ihre Gesetze respektiert, so verschmelzen der Befehlende und Empfänger, Herr und Knecht zur Einheit; der Knecht gewinnt – im Gehorsam – jene Freiheit, nach der ihn seit je gelüstete – und wird mit seinem Herrn eins. Er entdeckt, daß es kein Zwang, sondern eine Lust, eine unendliche Befriedigung ist, die göttlichen Gebote zu erfüllen; durch diese Erfüllung (ihm bis dahin unbekannt) partizipiert er an einem moralischen Rhythmus, der die Welt trägt. So wird auch der kosmische Umlauf, dem sich das Gestirn eingliedert, von diesem nicht als Zwang empfunden, sondern als selige Selbstbestätigung.

Zwischen dem Herrn – der absoluten Instanz, die Gehorsam fordert – und dem Menschen, der sich dazu verpflichtet, besteht eine mystische Verwandtschaft. Eben diese Verwandtschaft verschärft die Gegensätze; indem der Mensch (wie es in den alten Katechismen lautet) Gott liebt und ihm vertraut, wird jene ungeheure innere Übereinstimmung mit dem Weltwillen erfahren, in der sich die Kluft zwischen Sollen und Sein schließt.

Das Zehngebot und die unzähligen ethischen Entwürfe, die sich darauf zurückführen, trennen mitnichten Gott und Mensch, degradieren also keinesfalls (wie man immer wieder befriedigt oder empört vermutet hat) den letzteren zum Sklaven. Die christliche Moral als sogenannte Sklavenmoral zu verdächtigen, blieb jenen Kritikern vorbehalten, die wähnten, man könne die Transzendenz wie eine mißliebige Vokabel aus einem Schulaufsatz streichen.

Wo der Mensch indessen einmal von der Wirklichkeit Gottes angerührt wurde und die ewige Stimme vernahm, da erwuchs in ihm die Sehnsucht, auf Gottes Spuren zu wandeln und die eigentliche Aufgabe darin zu sehen, in den kosmischen Willen einbezogen zu werden – als ein Teil des Ganzen, in dem doch zugleich das Ganze enthalten war.

Jetzt erkennt man erst den Unterschied, der den Homo religiosus vom Moralisten trennt. Der Moralist fordert die Welt vor die Schranken seines subjektiv-willkürlichen Gerichts, das er mit wachsendem Ingrimm über sie abhält; sein Urteil bleibt vernichtend, da die Welt dem Urteil zwangsläufig widerspricht und sich zu allen Vorstellungen, die man von ihr besitzt, feindlich und sperrig verhält.

Für den *Homo religiosus* ist die Moral nicht nur ein notwendiges Element der Selbstverwirklichung, sondern sie bleibt darüber hinaus unerläßlich für den Bestand, die Ordnung der Welt. Gott hält durch seine Gebote die Menschen in Form – wörtlich verstanden; er wehrt der ständigen Versuchung, in die Maßlosigkeit auszubrechen und die Grenzen der Humanitas zu ignorieren. Innerhalb der Form, über welche die Moral wacht und deren metaphysisches Muster sie entworfen hat, kann sich der Mensch entfalten, verwirklichen. Die Maßlosigkeit, der Extremismus bedeuten das Ende der Moral; dafür liefert uns die Gegenwart Schulbeispiele und Lehrstücke in beliebiger Menge. Durch die Moral jedoch wird der Mensch in der Hut und unter der Hut Gottes gehalten. Er verzichtet auf das ihm Unangemessene, auf Hochmut und Provokation – und er empfindet, wie sich seiner eine bis dahin unbekannte Sicherheit bemächtigt.

Sein Gehorsam wird zuversichtlicher, gelockerter, herzlicher, und er empfindet mit Überraschung und Dankbarkeit, wie sehr ihm gerade diese Haltung gemäß ist. Indem er sich den Geboten Gottes unterordnet, gewahrt er darin nichts Negatives und Einschränkungendes. Vielmehr stellt Gott ihn, unmerklich, an jene Stelle des Welttheaters, wo die vorbestimmte Rolle auf ihn wartet. In seine Rolle hineinzuwachsen, sie mit Blut, Atem, Phantasie, unwiederholbarem Leben zu erfüllen, ist das Glück des Schauspielers. Indessen darf er niemals vergessen, daß der Text von einem anderen geschrieben wurde und daß nicht er die Regie führt. Auch in der Existenz des Schauspielers berühren sich Gehorsam und Freiheit; im Gleichgewicht von Gehorsam und Freiheit gründet des großen Schauspielers Auftritt, welcher im Grund ein moralischer ist.

Je mehr sich der Wille des Menschen dem göttlichen Willen eint, erfährt er, ohne sich oft darüber Rechenschaft abzulegen, die Übereinstimmung und Sympathie mit der letzten Instanz. Der Mensch wird auf geheimnisvolle Weise geführt, und die Erfüllung der Gebote, das Einverständnis mit dem ewigen Willen ergeben sich für ihn von selbst. Er empfindet dabei keinen Zwang, auch nicht den Anflug von Willkür oder Anmaßung; vielmehr geht er den Weg, der ihm vorgeschrieben ist, als habe er ihn sich allein erwählt.

Der Punkt ist erreicht, wo der Gegensatz von Gesetz und Evangelium – ein uraltes, oft ermüdendes theologisches Thema – aufgehoben wird. Der Mensch sprengt das Gesetz, ohne dessen Auftrag untreu zu werden. Er erfährt zu seiner Überraschung, zu seinem Entzücken, daß auch für die Moral der Satz gilt, nach welchem die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist.